

PLATZ 3:

Sandra Scherleitner, 6kl

Rückenwind

Irgendetwas in diesem Raum kommt mir bekannt vor. Es ist mir schon gestern aufgefallen, aber ich war einfach zu müde, um mir Gedanken darüber zu machen. In diesem Zimmer fühlt sich etwas seltsam vertraut an, nur was? Der Boden vielleicht. Nein, ich habe schon viele scheußliche Böden gesehen und noch nie musste ich bei ihrem Anblick an zu Hause denken. Vielleicht die Wandfarbe. Mein Zimmer hatte die gleiche, meine Mutter hat sie damals ausgesucht. Als sie gestorben ist, habe ich die Wände weiß gestrichen. Einen weißen Anstrich könnten die Wände hier auch mal gut vertragen, sie sehen aus, als wären sie seit den 70ern nicht mehr gestrichen worden.

Es ist auf einmal ganz kalt. Ich habe gestern vergessen, das Fenster zu schließen, und jetzt weht der Wind direkt auf die Bettkante, auf der ich sitze, und lässt in mir ein Gefühl der Rastlosigkeit aufkochen. Das ist also mein Stichwort. Ich setze mich in mein Auto, fahre einfach los und lasse das Motel, diesen grässlichen Boden und die verblasste Wandfarbe meiner Kindheit ganz weit hinter mir.

Manchmal erstaunt es mich, wie leicht es mir fällt, von allem, was ich kenne, davonzugehen, völlig unbekümmert durch unbekannte Orte zu streifen, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, wie ich wieder dahin zurückkomme, wo ich hergekommen bin. Es ist, als würde mich seit jeher etwas antreiben, wie der Wind damals, als ich von der Weihnachtsfeier in der Schule weggerannt bin, nachdem mich das Gefühl überkommen hatte, einfach nicht hierher zu gehören. Ich bin einfach gerannt und wenn ich drohte, schlapp zu machen, hat mich der Wind weiter angetrieben. Der Wind hat mich nie im Stich gelassen.

Aber war es nicht feige davonzurennen, so wie jetzt? Hätte ich mich den nichtssagenden Gesprächen, den gesellschaftlichen Normen, dieser bedeutungslosen Existenz nicht stellen sollen? Zweifel, das Stichwort für den Wind. Er heult auf und es fühlt sich an, als würde er mein Auto gleich in alle

Einzelteile zerlegen. Das lässt mich wieder klar denken. Ich habe die letzten 20 Jahre damit verbracht, unnötig zu leiden. Welch Qual es doch ist, zu wissen, dass man schon längst gestorben ist. Nicht einmal der Morgen vermag das Blut an meinen Händen abzuwaschen, welches mich für immer an den Mord, den ich begangen habe, erinnern wird. Nun lasse ich aber diese bemitleidenswerte Gestalt zurück in diesem Zimmer mit weißen Wänden.

Wie etwas undefinierbares schwebe ich durch die Nacht, den Blick auf den Horizont gerichtet, während der Mond wie eine Glaskugel durch die Wolken scheint. Von meiner Existenz weiß jetzt nur noch der endlose Nachthimmel. Es hat etwas beängstigendes, sich dieser Freiheit bewusst zu werden, zu wissen, dass man den Horizont nie erreichen wird. Aber das ist es doch auch, was ihn so schön macht. Es ist schwer, diesem überwältigenden Gefühl standzuhalten, doch mein stiller Begleiter wird mich nicht einfach zurücklassen.